



Béatrice Graf

«Ich hatte nie einen Karriereplan»

Manchmal baut die 56-jährige Drummerin Béatrice Graf ihr Kistenschlagzeug aus Alltagsgegenständen bei null Grad unter freiem Himmel auf. Jetzt gibt sie auf der Kammgarnbühne ein Solokonzert. Ein Gespräch über Naturschutzgebiete, Tage im Park und die Angst vor dem Stillstand.

Text David Hunziker

Béatrice Graf, Sie proben hier im Zürcher Club Moods gerade mit neun anderen Schlagzeugerinnen und Schlagzeugern, um einen Stream aufzunehmen. Sie haben sich ja auf viele musikalische Abenteuer eingelassen, ist das noch eine neue Situation für Sie?

Ich habe auch schon in Ensembles mit über zehn Schlagzeugen gespielt, aber was hier vielleicht neu ist: Die Lautstärke auf der Bühne ist ganz dezent. Als ich hierfür angefragt wurde, dachte ich, das wird sicher laut. Aber es ist überhaupt nicht so, ich selbst war die Lauteste. Ich glaube, das liegt an der Attitüde der Leute, hier sind keine Egomane dabei, die vor allem ihre besten Tricks und Fills zeigen wollen. Aber bei zehn Leuten muss natürlich auch mal jemand ein bisschen Feuer machen und den Weg weisen, sonst bleiben alle an Ort und Stelle.

In Schaffhausen werden Sie solo auftreten. Was weist Ihnen den Weg, wenn Sie alleine spielen?

Beim Improvisieren habe ich immer eine Struktur im Kopf. Ich stelle mir quasi eine Komposition vor, die ich laufend erweitere. Darum spreche ich auch eher von «instant composing» als von Improvisation. Das ist wie Legospielen: Ich nehme einzelne Bausteine, Grooves und kleine Patterns und baue sie zusammen. Ich bin

immer noch daran, mein Repertoire solcher Patterns zu erweitern. Im Moment übe ich zum Beispiel ganz seriös alle Paradiddles und Rudiments auf der Snaredrum – endlich, nach vierzig Jahren!

Wieso beginnen Sie so spät noch damit?

Als ich jünger war, haben mich solche Übungen angeschissen. Ich wollte einfach nur Schlagzeug spielen. Mittlerweile bin ich bereit, das nachzuholen. Vor fünf Jahren ging ich wieder zum selben Lehrer, der vor dreissig Jahren mein erster und letzter war. Bei ihm habe ich ganz brav eine Lektion genommen. Nun übe ich die Rudiments des US-amerikanischen Schlagzeuglehrers Charles Wilcoxon, eines nach dem andern, wie an der Jazzschule. Doch die Übungen machen weder Spass zum Spielen noch zum Hören, darum versuche ich immer, etwas Musikalisches daraus zu entwickeln.

Während Ihrer gesamten Karriere haben Sie sich zwischen unzähligen Stilen und Szenen bewegt. Was treibt Sie weiter?

Ausser klassischer Musik habe ich tatsächlich fast jeden Stil gespielt. Sogar mal in einer Operette. Auch bei Theatern habe ich mitgemacht, habe Filmmusik komponiert. Meine erste Gruppe war ein Tanzorchester, damit habe ich

mit 19 Jahren mein Geld verdient. Mit 22 war ich in England auf Tour mit Chin-Chin, einer Punkband mit zwei anderen Frauen aus Biel. Ich habe mich in Rock und Jazz immer parallel entwickelt. Was mich antreibt? Die Antwort ist einfach: Ich bin sehr neugierig. Ich fühle mich auch überhaupt nicht alt, ausser ab und zu im Körper.

Wo kam der Jazz her?

Ich wurde schon als Teenager mit den besten und schönsten Jazzgruppen der Welt konfrontiert. Ich wuchs auf einem Bauernhof in Nyon auf und ging schon mit 14 ans nahe gelegene Jazzfestival, wo ich alles gesehen habe: das Art Ensemble of Chicago, Cecil Taylor, Keith Jarrett, natürlich Irène Schweizer, und Jack DeJohnette, einer meiner grössten Einflüsse im Jazz. In Nyon gab es aber auch schon das Paléo Festival, wo ich viel Pop und Rock sah. Gleichzeitig verkehrte ich in besetzten Häusern und Rockclubs in Lausanne und Genf, sah Killing Joke, Bérurier Noir, Nina Hagen, The Cure und viele andere Punk- und New-Wave-Bands.

Was hat Ihnen an der Jazzwelt gefehlt?

Es hat mir nichts gefehlt. Ich habe mich einfach gleichzeitig in verschiedenen Szenen bewegt. Die Energie eines Rockkonzerts in einem Keller, das Mittanzen ist für mich genauso wichtig wie

eine schöne Melodie oder Akkordfolge. Der Pogo-Tanz ist ja mittlerweile auch im Hip-Hop angekommen. Mein Sohn geht jetzt an solche Konzerte und die springen dort zu heavy Afro-trap-Beats herum wie damals die Punks. Die Alternativkultur der Achtzigerjahre war aufregend und wild, es wurde so viel experimentiert, das hat mich stark geprägt. Aber es ist interessant, was teilweise daraus geworden ist. Die katalanische Theatergruppe La Fura dels Baus zum Beispiel hat damals wahnsinnige Performances gemacht, heute inszenieren sie für die Oper.

«Sobald ich in eine Routine komme, habe ich Angst, dass ich die nächsten zwanzig Jahre dasselbe machen werde.»

Wie haben Sie es geschafft, dass Sie nie von etwas vereinnahmt wurden?

Was ich wirklich nicht mag, ist Langweile. Sobald ich in eine Routine komme, habe ich Angst, dass ich die nächsten zwanzig Jahre dasselbe machen werde. Vor etwa fünfzehn Jahren ging es mir mit der Jazzwelt so, ich dachte: Shit, jetzt spiele ich einfach nur noch alle sechs Monate in einem dieser Jazzclubs. Ich spiele gern an diesen Orten, aber nur das zu machen, ist mir zu begrenzt. Vor zwanzig Jahren habe ich angefangen, draussen unter freiem Himmel zu spielen. Ich bin damals umgezogen und hatte nun einen Übungsraum direkt in meinem Keller, dafür ohne Tageslicht. Weil ich das Licht brauche, nahm ich eine alte Holzkiste, einige Dosen und andere Objekte und baute mir daraus ein Schlagzeug, das ich draussen aufbauen kann. Ich spielte ganz leise, damit ich keine Bewilligung brauche. So schonte ich auch meine Ohren, die etwas kaputt sind von den vielen Konzerten. Mit den Alltagsobjekten, aus denen mein Set besteht, erzähle ich kleine Geschichten – darum hat eine Freundin über meine Musik einmal gesagt, sie sei wie die Folklore eines imaginären Landes. Das fand ich schön.

Und diese Holzkiste hat Ihnen neue Welten eröffnet?

Einmal habe ich sie Freunden von mir gezeigt, die sich in der zeitgenössischen Kunst bewegen. Die hat fasziniert, wie ich aus Alltagsobjekten Musik mache. Also haben sie mich an eine Kunstbiennale in Armenien eingeladen, und ich habe dann noch ein paar mal in Museen gespielt und mit einer Künstlerin Videos veröffentlicht. In der Kunstwelt habe ich zwei Dinge gelernt: Videos zu drehen, was ich bis heute mache; und dass die Arbeitsbedingungen dort noch schlechter sind als in der Musikbranche. Die Hierarchien sind wirklich wie im Mittelalter: Zuoberst ist der Kurator oder der Museumsdirektor, bei dem man dann betteln muss – wie der König, der Mozart einen Raum zum Komponieren und etwas zu essen gab.

Hat Ihre Offenheit auch Grenzen?

Ich sage selten Nein, vielleicht sollte ich das lernen. Es passiert, dass ich für ein Projekt zusage und merke, dass es nicht gut ist. Dann muss ich eine Ausrede finden. Aber ich genieße es auch, wenn ich für schräge Dinge angefragt werde. Andere würden dann vielleicht absagen, weil sie einen festen Karriereplan haben. So einen Plan hatte ich nie. Ich habe mich schon manchmal gefragt, ob es sinnvoll ist, dass ich so viel Verschiedenes mache, ob ich mich spezialisieren sollte. Aber ich mache ja auch nicht alles, Studiomusikerin etwa, das wäre ein ganz anderer Job. Dafür werde ich auch nie angefragt.

Sie sind eine Musikerin, die man sich kaum ohne Bühne vorstellen kann. Ist es schlimm für Sie, dass gerade keine Konzerte stattfinden können?

Klar, ich musste viele Auftritte absagen. Aber meine Routine, draussen alleine zu üben, konnte ich weiterverfolgen. Im Frühling fand ich das ganz interessant: keine Flugzeuge mehr in der Luft, fast keine Autos auf der Autobahn. Ich war viel mit dem Fahrrad unterwegs und habe Videos gedreht in diesen Naturschutzgebieten, die oft bei Flugplätzen und Autobahnen liegen – plötzlich hat man da die Frösche wieder quaken gehört.

Draussen zu spielen war noch nie zeitgemässer.

Früher habe ich immer gewartet, bis es mindestens zehn Grad warm war. Diesen Winter wollte ich es mal bei null Grad probieren. Ich habe mich ausgerüstet mit langen Unterhosen und Merinowolle, sodass ich drei Stunden draussen spielen kann. Dann habe ich das auf den sozialen Medien gepostet und Victor Hege, ein junger Sousafonist aus Basel, hat mir geschrieben, er wolle auch mitmachen. Dann hat sich noch Philippe Ehinger, ein befreundeter Klarinetist, angeschlossen und wir haben bei mir im Innenhof in Genf Ende Januar zum ersten Mal zusammen gespielt. Ab März spielen wir ganz legal Konzerte draussen – wir haben jetzt eine Lizenz für Strassenmusik.

«Früher habe ich immer gewartet, bis es mindestens zehn Grad warm war.»

So haben Sie trotzdem Ihr Publikum

Wer draussen spielt, muss auch bereit sein, den Leuten entgegenzukommen. Sie reden mit mir, es kommt auch vor, dass mal jemand mitspielen will. Manchmal geben mir die Leute Geld, obwohl ich nie danach gefragt habe, ich brauche die Strasse ja nur als Proberaum. Es ist lustig, zu beobachten, wer mir Geld gibt: Drogensüchtige, Roma-Musiker, Asylsuchende, die im Park die Tage verbringen, Kinder, alte Leute. Draussen sind die Kinder mein bestes Publikum, sie lieben mein gebasteltes Schlagzeug. Ab und zu dürfen sie es auch ausprobieren. Ich weiss sogar von Kindern, die Schlagzeug lernen, weil sie mich draussen im Park haben spielen sehen.

Hinter Ihren Projekten stehen manchmal auch ökologische Ideen. Beim «Cycloton. Tour de Suisse en Musique» sind Sie mit anderen Musikerinnen und Musikern mit dem Fahrrad durch die Schweiz getourt und haben auf diese Weise nicht nur alles transportiert, sondern gleich auch noch den Strom für die Musikanlage selber produziert.

Ich bin ja nicht nur Musikerin, sondern Teil dieser Welt. Ich bin auch Mutter und überlege mir, was für eine Welt wir unseren Kindern hinterlassen. Bei den Klimastreiks habe ich von Anfang an mitgemacht, aber das Thema beschäftigt mich schon viel länger. Nach der Schule habe ich zuerst Geografie studiert, eine Musikhochschule gab es in meiner Nähe gar nicht. Über «Die Grenzen des Wachstums» des Club of Rome und die Klimafrage haben wir schon damals gesprochen.





«Die Kultur muss sich an den Gesprächen über die Zukunft der Gesellschaft beteiligen.»

Was wollen Sie mit Aktionen wie dem «Cycloton» zeigen?

Die Kultur muss sich an den Gesprächen über die Zukunft der Gesellschaft beteiligen. Auch wir Kulturschaffenden müssen umdenken. Ich denke nicht nur ans Klima; die aktuelle Pandemie wird ja nicht die letzte sein. Früher gab es eine Pandemie alle hundert Jahre – seit 2000 gab es schon sechs! Ich selber brauche keine grosse Anlage, um Musik zu machen. Ich kann auch mit diesem Tisch hier ein Stück produzieren – wenn es zu leise ist, muss man einfach näher kommen. Ich bin sicher, dass die Kulturbranche durch gemeinsames Engagement nachhaltig werden kann – mit Motivation und Muskelkraft, ohne lange Reisewege und unökologische Transportmittel. Im vergangenen Jahr habe ich zusammen mit Gregoire Quartier das Wanderfestival «Slow» auf die Beine gestellt, bei dem es vor allem um Nachhaltigkeit in Kultur und Landwirtschaft ging. Keiner der neun geplanten Tage wurde abgesagt.

Was beschäftigt Sie als Musikerin gerade?

Im Moment beschäftige ich mich viel mit Ester Poly, meinem Duo mit der Bassistin Martina Berther, wir bringen im Mai ein neues Album raus. Eigentlich müsste ich mich auch um meine Solosachen kümmern, ich habe einiges aufgenommen. Aber oft denke ich dann, es ist nicht gut genug, und lasse es in der Schublade liegen. Mein Anspruch ist: Wenn ich eine Aufnahme veröffentliche, muss ich sie in zwanzig Jahren noch hören können. Ich habe nicht so viele Platten rausgebracht während meiner Karriere, aber wenn ich sie heute höre, gefallen sie mir alle noch. Man muss aufpassen, viele Dinge sind nur Trends, ein Jahr später sind sie vorbei. Wenn man den Trends folgt, ist man immer einen Schritt zu spät.